

Christuskirche Schulau

Feldstraße 32-36, 22880 Wedel

### Predigtimpuls

**7. So.n. Trinitatis 14. 07. 2024**

**von Pastor Udo Zingelmann**

**Predigttext: 2. Buch Mose 16, 2-3.11-18**

Der Friede Gottes des Vaters, die Liebe seines Sohnes Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Amen

Der heutige Predigttext ist eine Episode aus der Zeit der Wüstenwanderung des Volkes Israel – als sie, durch Mose aus der Sklaverei in Ägypten befreit, durch die Wüste wanderten auf der Suche nach dem gelobten Land, das Gott ihnen versprochen hatte. Ich lese aus dem 2. Buch Mose, Kapitel 16:

*„Es murrte die ganze Gemeinde der Israeliten wider Mose und Aaron in der Wüste. Und sie sprachen: „Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des Herrn Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen. Denn ihr habt uns dazu herausgeführt in diese Wüste, dass ihr die ganze Gemeinde an Hunger sterben lasst.“*

*Und der Herr sprach zu Mose: „Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sage ihnen: Gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben und am Morgen von Brot satt werden und sollt innewerden, dass ich, der Herr, euer Gott bin.“*

*Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Lager. Und am Morgen lag Tau rings um das Lager. Und als der Tau weg war, siehe, da lag's in der Wüste rund und klein wie Reif auf der Erde. Und als es die Israeliten sahen, sprachen sie untereinander: „Man hu - was ist das?“ Denn sie wussten nicht, was es war. Mose aber sprach zu ihnen: „Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben hat. Das ist's aber, was der Herr geboten hat: Ein jeder sammle, soviel er zum essen braucht, einen Krug voll für jeden nach der Zahl der Leute in seinem Zelte.“ Und die Israeliten taten's und sammelten, einer viel, der andere wenig. Aber als man's nachmaß, hatte der nicht darüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht darunter, der wenig gesammelt hatte. Jeder hatte gesammelt, soviel er zum Essen brauchte.“*

Amen

Liebe Gemeinde,

*„wenn ich gewusst hätte, was mich erwartet, dann wäre ich nicht gekommen, sondern geblieben, wo ich war!“ Oder auch: „früher war doch alles besser!“ Da waren die Israeliten nun aufgebrochen aus der Enge der gewohnten Umgebung, hatten sich losgerissen aus Bindungen und Absicherungen, um dem Ruf der Freiheit zu folgen. Und zunächst war da einfach das Hochgefühl, endlich frei*

zu sein, das Leben neu geschenkt zu bekommen, es selbst gestalten zu können, den eigenen Weg in die Zukunft zu finden. So ging es jedenfalls dem Volk Israel, nachdem Mose es aus der Sklaverei in Ägypten herausgeführt hatte – nach diesem langen Kampf mit dem Pharao, zu dessen Umstimmung erst die berühmten 10 Plagen geführt hatten; nach der wundersamen Errettung vor den ägyptischen Streitwagen und dem Durchzug durch das Rote Meer.

Doch dann kam die Ernüchterung, das Dasein in der Wüste, die Schwierigkeiten, zu Essen und zu Trinken zu finden, der Hunger, der Durst, die Müdigkeit, und vor allem: die Ungewissheit, wie es weitergehen soll. Denn vor dem Volk liegt nichts als Wüste. Das alles zusammen, die Strapazen des langen Marsches, machen müde und lassen vor allem die Schattenseiten der Vergangenheit vergessen. Schon sehnen sich die ersten zurück nach den sprichwörtlichen „Fleischtopfen Ägyptens“. Man mag dort am Nil arm und unfrei gewesen sein, aber man hatte wenigstens zu essen, einen vollen Bauch. Man mochte hart arbeiten müssen, aber das Leben bot wenigstens eine Sicherheit, man wusste, wo man abends sein Haupt hinlegen und was der nächste Tag bringen würde. Doch wie so oft in der menschlichen Erfahrung, wird in der Erinnerung die Vergangenheit verklärt, sie wird zur „guten alten Zeit“ und dem Vergessen fällt anheim, was diese Zeit in Wahrheit gar nicht so gut sein ließ – im Falle der Israeliten erinnern sie sich offenbar nicht mehr an die Gefährdungen, denen ihr Leben als Sklaven tagtäglich ausgesetzt war, vom befohlenen Mord an allen neugeborenen Jungen angefangen. Mose selbst hatte ja damals nur überlebt, weil mitleidige und gottesfürchtige Hebammen ihn versteckt und in einem Binsenkorbchen dem Nil anvertraut hatten. Kein Gedanke wird offenbar mehr an die furchtbare, harte Arbeit verschwendet, die das Leben tatsächlich unerträglich machte. Und kein Gedanke mehr an die Unfreiheit, die das Leben sinnlos machte. Wir kennen das bis heute: „früher war alles besser“ – so glauben manche, und manchmal verklären selbst ganze Völker die gute alte Zeit und sehnen sich nach ihr zurück und suchen sich

starke Führer, die ihnen das Alte wieder versprechen. Die einfache Antworten bieten und dabei doch nur das Traumbild versprechen einer Zeit, die es in Wahrheit so nie gegeben hat.

Aber bleiben wir bei den Israeliten: Zugegeben - wer nicht weiß, was er morgen essen wird, den interessiert nichts anderes und der nimmt auch keine solchen kleinlichen Differenzierungen vor.

Immerhin ereignete sich für die Israeliten in der Wüste eben dieses Wunder, dass am Abend sich ein Schwarm von Wachteln direkt auf ihr Lager niederließ und die Menschen diese kleinen schmackhaften Vögel nur einzusammeln brauchten. Und am nächsten Morgen ist der Boden wie Raureif von Essbarem bedeckt. Man weiß heute, dass beides in Wahrheit wohl gar keine so großen Wunder waren. Beduinen erzählen, dass es vorkommen kann, dass ein Schwarm Vögel die Wüste zu überfliegen versucht, vom Wind abgetrieben werden, und dann des Abend die Vögel sich völlig am Ende ihrer Kräfte auf die Erde setzen, da wo sie eben gerade sind, und dann tatsächlich so erschöpft sind, dass man sie einfach nur einsammeln braucht. Und jedes Beduinenlager, dass dieses –wenn auch seltene - Glück einmal hatte, erzählt davon noch Generationen später. Was das Manna, das Himmelsbrot angeht, dessen Name sich aus dem Wortspiel des hebräischen „Man Hu? – Was ist das“ zum „Mannah“ herleitet, so weiß man heute, dass es sich dabei um den Saft eines Wüstenbaumes, der Manna-Tamariske, handelt. Diese Bäume werden oft von einer Schildlausart befallen, die den Saft des Baumes aufsaugt, in ihrem Magen ihm wichtige Bestandteile für ihre Larven entnimmt und den Rest in weißlichen, süßen und durchaus essbaren Kügelchen auf die Erde fallen lässt. Das Produkt dieser Schildlaus findet sich bis heute in der Wüste Sinai, wo man es, das von der Nachtkühle verhältnismäßig hart geworden ist, auflesen kann. Es ist tatsächlich sehr verderblich, man kann es nicht lange aufbewahren. Aber gleich am Morgen

aufgesammelt, zerrieben und wie einen Teig gebacken, ergibt es eine leidliche Notspeise.

Insofern kann man das Wunder des Fleisches und des Brotes in der Wüste durchaus rational erklären, und man versteht sicher auch, dass Menschen, die Hunger leiden und nicht wissen, wie es weitergehen soll, ein solches Erlebnis wie ein Wunder erscheint, und sie noch Jahre danach von solch einem wunderbaren Erlebnis erzählen.

Aber deswegen allein ist diese Geschichte nicht aufgeschrieben worden, und deswegen allein wird sie nicht noch 3.000 Jahre später in einem ganz anderen Land und einem ganz anderen Volk erzählt und gepredigt. Das wird sie, weil sie grundlegende menschliche und religiöse Erfahrungen beschreibt, die unabhängig sind von Ort und Zeit.

Die menschlichen Erfahrungen zuerst, eine habe ich schon beschrieben: dass oft in der Erinnerung die Vergangenheit verklärt wird zur guten alten Zeit und Menschen sich mitunter zurücksehnen nach scheinbarer Sicherheit, und mehr Angst vor Unbekanntem haben als vor Bekanntem.

Da ist aber auch die Erfahrung des Mangels, hundertfach erlebt in den Wüstenzeiten menschlicher Geschichte. Viele von uns später Geborenen wissen ja gar nicht mehr, was es heißt, Hunger zu haben oder um das tägliche Brot ringen zu müssen. Das können uns einige von den Älteren noch erzählen, und sie können vor allem erzählen, wie Menschen darauf reagieren: Mangel kann quälen und zerstören, aber er kann auch empfänglich und solidarisch werden lassen. Tatsächlich sind Menschen nie mehr bereit zu teilen als in den Zeiten gemeinsam ertragener Not. Eine Parallele könnte man an der Stelle ziehen, wo es heißt: *„ein jeder sammle vom Manna nur soviel, wie er für den Tag braucht. Und als man es nachmaß, hatte keiner zu viel und keiner zu wenig.“* – Es ist eine bittere Wahrheit, dass viele Menschen auf dieser Erde Hunger leiden, obwohl die Menge an Nahrungsmitteln eigentlich

ausreichen würde, alle satt zu machen, wenn sie nur gerechter verteilt wäre. Und viele der sogenannten „Naturvölker“ wussten viel besser als die zivilisierten, dass man der Natur nicht mehr entnehmen darf, als man wirklich braucht oder sie reproduzieren kann. Wir nennen das heute „Nachhaltigkeit“. Insofern ist auch die Klage der Enttäuschten wichtig: denn sie nimmt den Mangel nicht einfach hin, sondern artikuliert ihn. Wo das aber mehr ist als nur ein destruktives Sich-Luft-machen oder Sich-hängen-lassen, sondern so seinen Ausdruck findet, dass Menschen dabei zu einer gemeinsamen Sprache finden, die eine gemeinsame Vision oder besser noch ein gemeinsames Ziel findet, dann kommt daraus auch oft genug die Kraft, weiter auch durch die Wüste zu marschieren. Und am Ende die nächste Oase zu erreichen oder sogar das gelobte Land.

Wenn ich das so beschreibe, liebe Gemeinde, dann ahnen Sie vielleicht schon, in welchem geistigen Sinne die Wüstengeschichte auch eine zeitlose religiöse Erfahrung beschreibt: die Erfahrung nämlich, dass Gott in der Wüste und den „Wüstenzeiten“ des Lebens Lebensmittel schenkt, die von Tag zu Tag das Unterwegssein bewältigen lassen.

Es ist die religiöse Erfahrung und ein Grundpfeiler christlichen Glaubens, dass Gott mir das „tägliche Brot“ schenkt, um das wir im Vaterunser bitten und das ja nichts anderes meint alle Dinge des täglichen Bedarfs. Dass wir eben doch nicht ganz allein unseres Glückes Schmied sind (das wäre auch eine echte Überforderung!), sondern dass uns so viel in unserem Leben begegnet, für das wir nicht gesorgt haben oder sorgen konnten - wie die Familie, in die wir geboren wurden; die Freunde, die wir gefunden haben, die je eigenen Gaben und Fähigkeiten, die uns unseren Beruf ausüben lassen. Dass wir in all dem auch Wüstenzeiten erleben, wo wir Mangel leiden an Beziehung, an Freundschaft, an Geld, Liebe oder Glück, das alles widerspricht dem nicht. Im Gegenteil: das Rettende kann etwas ganz Natürliches und zugleich Wunderbares sein. Zwar erfüllt sich nicht überall die Einsicht des Dichters Hölderlin, wo Gefahr sei, wachse das Rettende auch. Aber damals

in der Wüste zwischen Ägypten und Israel hatte sich das Nährende tatsächlich auf ganz natürliche Weise gebildet: in dem erschöpften Vogelschwarm und dem durch Insekten eingesogenen und wieder ausgeschiedenen Saft eines Baumes. So eine natürliche Erklärung aber nimmt dem Wundern eben nicht das Wunderbare, dass darin besteht, dass zur rechten Zeit die Not eine unerwartete und befreiende Wende nimmt.

Kann uns das nicht zuversichtlich stimmen und Fühler ausstrecken lassen, wenn wir selbst in einer Wüstenzeit leben, ob nicht doch mitten in unserer Umwelt, in unserem Lebenskreis Mittel und Wege, Kraftquellen und Oasen zu finden sind! Manchmal, indem wir nur genau genug hinschauen, um solche Oasen und Wunder zu erkennen – zum Beispiel in einem Menschen, der uns zu Seite steht. Daran lässt sich übrigens auch Gottvertrauen lernen, von dem die Wüstengeschichte ebenso erzählt: auch Gott kann unverhofft uns zu Hilfe kommen, so wie es die Israeliten in ihrer Wüstenwanderung erfahren haben.

Denn das ist der letzte und einfachste Grund, warum uns diese Geschichte überliefert ist und bis heute erzählt wird: weil sie diese Gotteserfahrung von der Vergangenheit in die Gegenwart holt. Und ich kann es nicht einfacher, schöner und kürzer sagen als mit dem Refrain eines Liedes: „Zeichen und Wunder sahen wir geschehn in längst vergangenen Tagen/ Gott wird auch unsre Wege gehen/ uns durch das Leben tragen“.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alles, was Menschen verstehen und begreifen können, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus.

Amen